

# Wedekind vertraulich

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXI. Jahrgang 1925, 2. Band

Frank Wedekind, seit sieben Jahren tot, ist zur Zeit da, wo er zu Lebzeiten lange genug gewesen ist, nämlich in der Hand der Regisseure, die seine groben Briefe nicht mehr zu fürchten haben. Man kommt aus einem Stück von Wedekind wie aus einem Varieté oder einem Zirkus, wo sehr bunt angestrichene Menschen ihre Gesichter wie eine künstliche Maske trugen, wo sie, von einer großen Peitsche im Kreise getrieben, ihre halsbrecherischen Sprünge machten, bis sie mit einem grotesken Plumps tot hinfielen. Der dumme August räumt die Leichen weg und heult dazu, worüber der Zuschauer ebenfalls heulen oder auch lachen kann. Je nach dem Regisseur, der sich zur Pflicht gesetzt hat, auch das Stummste eines Stückes laut zu machen und sein Innerstes wie an einem alten Rock nach außen zu wenden. Das Leben ist eine Rutschbahn — heiß' es im ‚Marquis von Keith‘. Die Rutschbahn wird gebaut. Dazu Trommeln und Pfeifen. Ein anderer baut die Hühnerleiter. Dazu Jazzband und großes Feuerwerk. Ich will die Aussicht von Wedekinds Werken auf eine gediegene Unsterblichkeit im Augenblick nicht erörtern. Wer ‚Frühlings Erwachen‘ geschrieben hat, ist wohl unsterblich genug, und der ‚Erdgeist‘ hat schließlich den ganzen dramatischen Expressionismus, soweit er möglich ist, nämlich als einen überscharfen ins Abstrakte, fast Gespenstische getriebenen Realismus angestimmt und zu Ende gespielt. Ich bin aus einem feinen Berliner Salon schon vor Jahren beinahe herausgeworfen worden, weil ich das neue Gebot, Gerhart Hauptmann für Wedekind zu opfern, damals nicht annehmen wollte. Ich hatte mich lächerlich gemacht als Bourgeois, als Reaktionär, als Moralist. In Wahrheit finde ich Gerhart Hauptmann trotz seinem berühmten Mitleid viel unmoralischer oder vielmehr amoralischer oder heidnischer, weil er mehr Natur ist, und ich sehe in Wedekind, mit Ibsen zu sprechen, einen greulichen Moralisten, weil er viel mehr Geist ist. Bei aller Kühnheit oder sexuellen Schamlosigkeit ist er imstande, uns das bißchen Sünde abzugewöhnen, an dem wir noch hängen. Wenn unsre talentvollen Regisseure so phantasievoll mit ihm umgehen können, so liegt es wahrscheinlich daran, daß er so sehr Geist war, daß seine Stärke im Argument lag, wie er ja selbst seine Stücke, die immer logischer und monologischer wurden, mit seiner fanatischen Energie mehr gesprochen als gespielt hat. Man macht ihn jetzt

sinnlich, rotblütig, rausch- voll, dionysisch, mit Masken und bunten Gewändern, mit Trommeln und Pfeifen. Wir müssen abwarten, wie Wedekind das übersteht, und wieviel dann von ihm übrig bleibt. In Deutschland wenigstens wird seine Produktion von der Legende seines Namens, seiner Persönlichkeit mitgetragen, sodaß wir darauf achten müssen, wie sein Werk sich da hält, wo es durch den Kommentar seines Lebens nicht erläutert werden kann, und wo kein Name, auch der eines großen Kämpfers, die Leute in Respekt hält.

Die Legende von Wedekinds Leben ist ungefähr so, daß er (Friedensfest) aus einer verruchten Familie stammt, von der er (Freud, Psychoanalyse) die fürchterlichsten Komplexe erbt, daß er, von Hause durchgebrannt, Reklamechef bei Maggi, Sekretär bei einem Zirkus wurde, daß er mit seiner Gitarre als provokanter Mephisto vor vierhundert Säuen bänkelsängerte, daß er alle Literaten in München durch seine berühmten Impertinenzen in Schrecken hielt, daß er als wilder Revolutionär für den ‚Simplicissimus‘ die schlimmsten Sachen schrieb, die die Festungshaft einbrachten, und daß er viele Jungfrauen vergewaltigte, bis er in gesetzten Jahren und einigermaßen abgeklärt die schöne Tilli, seine liebliche Partnerin, heiratete. Trotz allen Zensurverböten, trotz der Verständnislosigkeit des Publikums, trotz dem Starrsinn der Kritik gelangte er schließlich zu Ruhm und Geld – freie Bahn dem Genie im Lande der Dichter und Denker!

Frank Wedekind nimmt nun zur Legende seines Lebens selbst das Wort: Fritz Strich, Münchner Universitätsprofessor, hat seine gesammelten Briefe in zwei Bänden herausgebracht (bei Georg Müller in München). Der Dichter gehört nicht zu den großen Briefschreibern, wenn solche überhaupt noch möglich sind. Wir lesen seine Briefe zum Zweck der Dokumentierung, aber nicht zu unserm Vergnügen, wie etwa die von Gottfried Keller oder von Theodor Fontane. Schon der junge Wedekind schreibt, wie seine Figuren einst sprechen werden, nämlich ein wohlgesetztes, ausakzentuiertes, grammatisch geschältes Deutsch. logisch stark durch die Argumente, die den Angeredeten umklammern, die ihn, wenn es ein Gegner ist, ins Eisen legen. Großartig der Brief an den Vater, worin der verstoßene drei- undzwanzigjährige Sohn dem zürnenden Erzeuger beweist, daß er ihm verzeihen muß, nachdem es zwischen den Beiden, wie der Herausgeber sich sehr manierlich ausdrückt, zu Tötlichkeiten gekommen war. Wedekind benimmt sich von Hause aus durchaus nicht als Rebell, sondern vielmehr als der Sohn eines gutbürgerlichen Hauses, der über seinen akademischen Wechsel dankend quittiert, und der den Seinen mit sehr ausführlicher Ausmalung ein ernstes Studium der Jurisprudenz vormacht, solange der Schwindel sich halten läßt. Der aber dann, überzeugt von

seiner Mission, „mit der Weltordnung zu rechten“, sehr unumwunden sagt, was er ist, und was er muß. Jeder Mensch, schreibt der anerkannte Schriftsteller später an Georg Brandes, „hat wohl etwas Absonderliches, das ihn vorwärtstreibt, und wird eventuell von dem Verlangen, diese Absonderlichkeit zu begreifen, vorwärts getrieben“. Nur daß dieses Absonderliche sich bei ihm nicht auf absonderliche Weise ausspricht. Wenn wir den Dämon Wedekind nicht kennen, wir würden aus diesen grammatisch säubern und bei schärfster Bosheit doch wohlgesetzten Briefen nicht ahnen können, wessen der Dichter fähig war, und wieviel Teufel er im Leibe hatte.

Der junge Wedekind ist ein Haussohn, und der ältere bleibt ein Familienmensch, anhänglich an die Seinen, auch wenn er sie nicht mehr braucht. Seine Mutter, die die Stücke des Sohnes durchaus nicht leiden kann, bekommt ihren respektvollen Glückwunsch zum Geburtstage, und in ihren Nöten läßt er sie nicht ohne seinen sehr verständigen Rat. Der jüngere Bruder Donald ist das Schmerzenskind der Mutter, und Frank sieht sein Ende in Selbstmord mit unheimlicher Sicherheit voraus. Aber nachdem er mit stupender sachlicher Ruhe festgestellt hat, daß ein „aus dem haarsträubendsten menschlichen Zusammenleben“ hervorgegangener Mensch nicht in alltägliche Normen paßt, beweist er sich als ein ausgezeichnete Pädagoge, wenn ein haltloser Mensch überhaupt gehalten werden kann. Die Probleme, die ihn am frühesten bedrängen, sind moralischer Art, und er denkt sich, wahrscheinlich weil er Nietzsche noch nicht gelesen hat, eine eigne Genealogie der Moral aus, die vom Egoismus aus schließlich auch auf das sittlich Gute kommt. Die Briefe bestätigen mir mein Urteil über den Dichter, das mich in dem feinen Berliner Salon fast unmöglich gemacht hatte. Wedekind wird teuflisch, weil er so sehr Moralist ist, weil er sich mit dem Leben nicht gut steht, zu wenig Natur, um einmal nur als Geschöpf vegetieren zu können. Solche Wesen genießen keine Gunst, es wird ihnen nichts geschenkt. In seinen sehr vertrauenden und fast weichen Briefen an Beate Heine, die Frau des Regisseurs Carl Heine, der ihn zuerst auf der Bühne hielt, bestätigt er freimütig und wehmütig, daß er vor lauter Ideen, Ansichten, Prinzipien, Vorsätzen, Befürchtungen, Hoffnungen keinen Augenblick zur Besinnung komme, daß er nirgends die nötige Unbefangenheit finde. Sein ganzes Werk ist ja eine zähe Bemühung um Unbefangenheit. Was er in dem etwas ledern programmatischen „Mine Haha“ nicht recht sagen konnte, weil es nur gesungen werden kann, eine seinem Wesen mitgegebene Wunschvorstellung schwärmt hier zwischen den Zeilen, nämlich von einer unangespannten, vom Geiste unverkümmerten, also unschuldigen, also paradiesischen Existenz, wo das Lamm

mit dem Löwen weidet. Wedekind will nicht das Leben darstellen, sondern letzten Endes die Menschen feierlich zusammenrufen und mächtig aufrufen, damit sie zur Vernunft kommen, zur Vernunft des Leibes, durch den allein ihnen ein Glücksversprechen gegeben ist. Das war sein Aktivismus. Da er Schauspieler wird, treibt er Tanz- und Turnübungen, ganz gewiß nicht allein, um sich die nötige Beherrschung des Körpers für die Bühne anzueignen, sondern weil es ihn lockt, wenigstens die Seele eines Tänzers zu haben, weil es ihn nach einem glücklichen Schweben im Gleichgewicht verlangt. Leider hinkte er, was ja einen Dichter bei seinen Geschäften nicht zu stören braucht, womit aber das Symbol seiner sentimentalischen Tragik gegeben scheint. Das steht nicht in seinen Briefen, aber es summt oder klagt mit einer feinen Stimme, wenn man hinter der klaren Zweckmäßigkeit dieser Äußerungen das dunkle und innerst Bewegende sucht.

Frank Wedekind, der ja sein eigener Schauspieler, auch sein eigener Unternehmer wurde, tritt hier öfters in der Situation von Richard Wagner auf, der sich die Frage vorlegen mußte; Hat es Sinn, noch weiter zu schreiben, oder soll ich mich darauf sammeln, daß ich meine vorhandenen Werke durchsetze, so wie ich sie verstehe? Wenn Beide einen Zug gemeinsam haben, so ist es der Wille zur Macht. Da Wedekind das vierzigste Jahr und seine ersten Erfolge hinter sich gebracht hat, schreibt er der Mutter, daß es sich nicht mehr um Existenzsorgen, sondern von jetzt an um Machtfragen handelt. Bis dahin ist seine berühmte Boheme-Existenz, die übrigens bürgerliche Lebensart durchaus nicht verleugnete, elend genug gewesen, und nicht sehr auf der Höhe der dämonischen Legende. Ich finde es nicht so erschütternd, daß er den ganzen Kram von Literatur ein paar Mal hinschmeißen will; denn solche ausgesprochenen Entmutigungen dienen nur zur Ermutigung. Ich finde es vielmehr bedrückend, wie er die tägliche Last von lauter Sklavenarbeiten für täglichen Lohn so lange hat tragen müssen. So wie sein Simson später den Göpel dreht an der Mühle der Philister.

Der vierunddreißigjährige Frank Wedekind wird gegen eine Monatsgage von einhundert fünfzig Mark am Münchner Schauspielhaus als Schauspieler und Dramaturg angestellt. Zur Eröffnung des Theaters werden Georg Hirschfelds „Mütter“ gegeben, und der Dramaturg rechnet es sich zur „besonderen Ehre“, daß er den von Berlin eintreffenden Dichter vom Bahnhof abholen wird.

Frank Wedekind gibt seine Karte bei Alfred Holzbock in Berlin ab.

Allerdings wußte er, und lernte es immer mehr, was dazu gehörte, und wie die Menschen sich gewinnen lassen, besonders wenn sie die öffentliche Meinung

vertreten. Seine Maske war absolute Sachlichkeit, gesteift von Menschenverachtung, und er konnte, außer in seinem Werk, so lügen, daß die Balken es wohl längst aufgegeben hatten, sich zu biegen. Die Wahrheit war er sich allein schuldig, und so sind in diesen Briefen einige Geständnisse übrig geblieben, die er wahrlich nur an sehr vertrauter Stelle niederlegen konnte. Wedekinds Anfechtung war Gerhart Hauptmann, ein „Dichter für Philister“ und „nur ein Realist“, dem er gar Unfreundlichkeit und Düsterei des Werkes vorwarf. Aber an Beate Heine, die Vertrauteste seiner Nöte, geht auch die Klage, daß ihm die große Liebe fehlt, der Hauptmann seine gewaltige Wirkung zu danken hat. Diese Liebe lasse sich nicht vorgaukeln, auch wenn man es noch so durchtrieben anstellt, und er müsse zu seiner Enttäuschung sehen, daß die Leute an seinen Begriffsverdrehungen keinen Gefallen finden. Nun, die Leute haben den Gefallen schließlich doch gefunden, denen er wohl nicht die Begriffe verdrehen, sondern die verdrehten Köpfe wieder richtig setzen wollte. Und so ist er groß geworden, groß auch unter den Philistern.